

Johanna

Autor(en): **Mandowsky, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 42

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johanna

Von Ernst Mandowsky

Es war ein sonderbares Mädchen! Ein paarmal forderte ich sie heraus: «Sagen Sie, Johanna, warum sind Sie so kalt?» Man fragt so etwas nicht. Ich weiß. Es ist wohl überhaupt die hoffnungsloseste Frage, die nur denkbar ist; sowohl in bezug darauf, daß man eine Antwort erhält, als auch, was die Liebe betrifft, auf deren Erwiderung man wartet. Aber bei Johanna war das alles anders: sie liebte mich nämlich. Sie sagte es selbst! Wenn ich sie fragte, ob sie mich liebe, sagte sie deutlich und in bescheiden offener Einfachheit: Ja. Und sie legte ihre Arme um meine Schultern, um meinen Hals — ja, wie sie ihre Arme um meine Schultern, um meinen Hals legte, das habe ich nun bei noch keinem anderen Mädchen vorher erlebt: als sei sie keine Frau! Als empfinde sie nichts dabei! Als verstehe sie es gleichsam noch nicht — aber ein Mädchen, das tatsächlich zum ersten Male einen Mann umarmt, versteht es natürlich viel besser. Und außerdem war ich ja gar nicht der erste Mann von Johanna!

Sie umarmte mich; vollkommen hilflos. Hilflos vor Kälte, denke ich. Sie ist ein Rätsel. Manchmal fühle ich sogar etwas Gespenstisches von ihr ausgehen, und ich bilde mir ein, daß sie ein von E. Th. A. Hoffmann zurückgelassenes Geschöpf ist. Sie fesselte mich aber durch ihre Kälte; ich blieb bei ihr und forschte sozusagen unentwegt nach Lösungen, zumindest nach Klärungen für das Wesen Johanna. Und so stieß ich heute auf des Uebels Wurzel — bilde ich mir ein. Das wird zwar an Johanna nichts ändern — doch mir gibt mein Fund ein wenig Ruhe und Frieden, und niemand soll an meinem Gebäude zu deuteln oder es gar umzustürzen versuchen.

Ich erinnerte mich, wie ich so zum erstenmal sah: unter mir, im Orchester. Ich hatte einen Parkettplatz in der ersten Reihe, ganz links, an der Ecke. Sie saß still und hatte eine Harfe vor sich stehen — und ihr Stillesitzen stand in einem sonderbaren Kontrast zu der Geschäftigkeit der anderen Musiker um sie herum, die geigten, bliesen und der Musik schon vollkommen hingegeben waren. Aber die Harfe ist wohl vornehmer als alle anderen Instrumente: sie greift nur selten ein, läßt sich nur selten in die Saiten greifen. So hörte ich kaum hin auf die «Tannhäuser»-Ouverture, sondern ich sah nur Johanna ruhige Gestalt an, ihr ovales Gesicht, ihre Hände, die noch tatenlos in ihrem Schoß lagen. Sie hatte also nicht zu spielen — dennoch fühlte sie nicht, daß ich unentwegt zu ihr hinunterstarrte: sie war wohl doch zu sehr in die Musik verweben, die um sie herum

leise blühte; sie sah nur auf die Reihen schwarzer Frackrücken, die vor ihr saßen. Dann kam plötzlich Unruhe über sie, Wagner wird nun gleich etwas von ihr verlangen — sie rieb sich die Hände an einem kleinen Taschentuch ab, zog die Harfe, die bisher senkrecht stand, mit sanftem Ruck an sich heran — an ihr Herz, wie ich sofort fühlte! — und griff dann in die Saiten: um das Ihre zum Glitzern und Gleißeln des Venusberg-Bacchanale beizutragen. Dann war ihr Part zu Ende, das Orchester flutete weiter, gleichermaßen über sie hinweg, sie stellte die Harfe wieder in senkrechte Lage — und sah dann plötzlich zu mir hinauf. Ich muß wohl plump oder sehr üblich oder etwas primitiv gelächelt haben, denn sie machte ein fast abweisendes, fragendes, erstauntes Gesicht. Als halte sie es für eine Indiskretion, daß ihr jemand bei ihrem Handwerk auf die Finger sehe. Sie wandte sich ab.

Der Vorhang geht auf, Tannhäuser singt, er preist die Wunder der Venus, voll greift er dazu in die Saiten seiner kleinen Harfe oder Leier — doch in Wirklichkeit war es Johanna, die unter mir zum Preise der Venus in die Saiten schlug. Stark und kräftig griffen ihre Finger in das Instrument, mit weiter, großer Bewegung reckte sich ihr Arm, ihre Hand einer fernen Saite entgegen, nahm sie, ließ sie tönen, kam zurück — nun reißt sie an einem ganzen Bündel von Tönen, ihre Finger rennen dann — wie es mir vorkam — über die gesamten Geleiseanlagen des Instruments, und der letzte Ton, den sie hervorbringt, gehört schon nicht mehr ganz ihr: vom übrigen Orchester wird er aufgenommen und ihr weggenommen — und verschwindet.

Erschöpft läßt sie die Harfe fahren — und blickt zu mir herauf. Ohne daß es einer meiner Nachbarn bemerkt, lege ich meine Hände über die Orchesterbrüstung und klatsche ihr lautlos und versteckt zu. Sie sieht es und lächelt. Und steht auf und verschwindet. Was soll ich nun tun? Soll ich auf die Bühne blicken? Soll ich hören? Ich vermag es nicht. Ich mache Wagner bittere Vorwürfe, daß er im zweiten Teil des ersten Aktes überhaupt keine Harfe verwendet, wo es doch natürlich viel, viel wirksamer gewesen wäre, den Gesang des Hirtenknaben zum Beispiel nicht vom englischen Horn, sondern von der Harfe begleiten zu lassen! — Ich erwarte ungeduldig das Hellwerden des Zuschauerraumes.

Als sich das Orchester zum zweiten Akt versammelt, fehlt sie zunächst — doch bin ich ruhig: wenn sie nicht kommt, kann der zweite Akt wahrscheinlich nicht ge-

spielt werden. Ich bin Wagner sehr dankbar. — Sie erscheint, sie spricht mit einem hübschen jungen Cellisten, geht dann auf ihren Platz — ja, und sieht dann, ob ich noch da sei. Das Licht geht aus. Ich sehe wieder in ihr Gesicht, das mir von ihrem Notenpult beleuchtet wird.

Sie hat nun viel zu tun: sie ist Wolframs Harfe, Biterols Harfe, die Harfe Walters von der Vogelweide und wieder die Harfe des hitzigen Tannhäuser — und alle begleitet sie zu Worten der Liebe, so gut und so hingegeben, wie ich mir einbilde, besonders Tannhäuser in einer gleichsam eiligen Glut, daß ihr dann später Wolframs Lied im dritten Akt: «Wie Todesahnung Dämmerung deckt die Lande...» tatsächlich überhaupt nicht liegt. Nein, nein: Melancholie ist nichts für diese Frau.

Wer ist sie, wie ist sie? Ich erwartete sie am Bühnenausgang. Sie erkannte mich, und es war schön, daß es keiner zeremoniellen Worte bedurfte, um zusammen zu gehen. Ich sagte ihr nur — es ist ja unmöglich, allen konventionell klingenden Worten auszuweichen —, daß ich ihr Spiel bewundere. Sie freute sich. Ich brachte sie bis an ihre Tür — und am nächsten Tag sahen wir uns wieder. Und am nächsten auch, und alle nächsten Tage ebenfalls. Spielen hören konnte ich sie nur selten; einmal nur, nach einer Probe, durfte ich in den Orchesterraum kommen. Und da saß ich denn allein neben ihr — und sie spielte, phantasierte. Dann war ich einmal zu Donizettis «Lucia di Lammermoor» —: da begleitet sie die Koloraturarie und hat ein richtiges Solo, das ganze Orchester hat ganz still zu sitzen und ruhig zu sein. Ich saß nicht ganz an der Ecke und konnte sie leider nicht genug sehen, aber einmal beugte sie sich zur Seite und erhob sich schnell etwas — da trafen sich denn unsere Gesichter im Halbdunkel. Schade, daß ich sie nie bei ihr zu Hause spielen hören konnte: sie hatte natürlich keine Harfe in ihrer kleinen Wohnung — so umarmte sie denn mich an Stelle ihres Instrumentes. Ja: an Stelle! Sie umarmte mich, als sei ich aus Messing, Kupfer, Nickel und dergleichen, und als sei sie auch keine Frau. Ich sagte ja auch schon: sie umarmte mich mit vollkommener, rätselhafter Hilflosigkeit. Als sei sie kalt — oder als sei ich so kalt wie ihr Instrument; oder als seien ihre Arme so die Umarmung einer Harfe gewöhnt, daß sie nicht mehr fähig sind, einen Menschen zu umfassen? Oder — oder, oder, oder: ich bin am Ende. Ich weiß nicht, wo das hinführen soll. Sie sagt, sie liebt mich —: aber vielleicht liebt sie ihren Freund, mit dem sie fast jeden Abend im Halbdunkel des Orchestertraumes zusammenhockt und dessen Saiten sie so leicht und zu solcher Glut zum Erklängen bringen kann, noch mehr — vielleicht kann und will sie nur ihn umarmen und sonst nichts auf der Welt — vielleicht, vielleicht, vielleicht.



„Mutti, wo ist der Vatti jetzt?“
— „Er steht Wache in den Bergen.“



„Mutti, wird der Vatti nicht arg müd, wenn er auf der Wache steht?“
— „Dafür kriegt er dann seinen Tabak.“



„Mutti, friert der Vatti nicht an den Händen?“
— „Dafür stricke ich ihm die Handschuhe.“



„Mutti, kriegt der Vatti nicht den Husten, wenn's so kalt ist?“
— „Dafür schicken wir ihm Gaba.“

Ein einzigartiges Heimatbuch

Naturschutz im Kanton Zürich

Für Freunde und Hüter der heimatlichen Natur

Herausgegeben vom Verband zum Schutze des Landschaftsbildes am Zürichsee
und vom Zürcherischen kantonalen Lehrerverein

Gross-Oktav, 331 Seiten mit 144 Abbildungen

In Ganzleinen gebunden. Preis Fr. 9.— · Durch jede Buchhandlung zu beziehen



MORGARTEN-VERLAG AG., ZÜRICH

Ein einzigartiges Buch, wie es weder die Schweiz noch einzelne ihrer Landschaften oder Kantone in ähnlicher Art besitzen, und weit über die Kantongrenzen von grundlegender Bedeutung ist. Mit Verständnis und Liebe bearbeitet, spricht es dem mit der Scholle Verwurzelten zum Herzen und leitet ihn an, die Schönheiten und Denkwürdigkeiten der Heimat zu verwerten und noch tiefer zu erfassen. Zwölf namhafte Naturkennner und Heimatforscher haben sich in glücklicher Auswahl zusammengetan, um in 27 Abhandlungen und 3 Uebersichten und Verzeichnissen den weitschichtigen, unerschöpflichen Stoff zu meistern — geschickt, klar, allgemeinverständlich und mit innerer Anteilnahme. Der reiche, auserlesene Bildschmuck zeugt von Geschmack und Sachkunde. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung gediegen, der Preis, angesichts des Gebotenen, überaus niedrig. Ein vaterländisches Werk von bleibendem Wert.